

Nocturne Nr. 1 – Die französische Kugel

»DE PRÖISSEN KAMEN und sind knapp en Mil von de Stadt! – Nu adjüs, Lübeck!«, rief Friedrich Isenbiel, Brauhausbesitzer und Musiklehrer, der als Mitvorsteher der Brauer-Wasserkunst von seinem hoch gelegenen Standort gleich neben dem Burgtor das Gelände vor der Stadt gut überblicken konnte.

In der Tat, entgegen aller Neutralitätsbekundungen des Senats rückten die nach der Doppelschlacht von Jena und Auerstadt durch Napoleons Armeen arg zerriebenen Reste der preußischen Armee unter der Führung des Generalfeldmarschalls Blücher am Morgen des 5. Novembers 1806 in die Stadt ein. Man hatte zwar höfliche Zettel an die Tore schlagen lassen, mit der Bitte, die Neutralität der Hansestadt zu berücksichtigen, doch das war so wirkungsvoll, als wollte man einen Rasen vor einer aufgebrachten Menge schützen, indem man Schilder anbrachte mit dem Hinweis »Betreten der Grünanlagen verboten«.

Die Preußen scherten sich den Teufel um diplomatische Höflichkeitsformeln. Das passte nicht mehr in die moderne Zeit der totalen Kriegsführung. Und außerdem waren ihnen die Franzosen hart auf den Fersen. Durch einen Aufenthalt hinter den mehr als dürftigen Wehranlagen der Stadt erhoffte sich Blücher, der sich zur Ostsee hin absetzen wollte, zumindest eine gewisse Atempause.

Seine Armee zählte ungefähr soviele Köpfe, wie Lübeck Einwohner hatte, und so war es vorauszusehen, dass der alten Hansestadt schwere Zeiten bevorstanden. Den Lübeckern war es alles andere als recht, dass sich die Preußen bei ihnen einnisteten, würde das die feindlichen Franzosen doch geradezu provozieren, die Stadt anzugreifen.

Und so kam es auch.

Isenbiel blieb, wie allen anderen Lübecker Bürgern auch, nicht viel Zeit, die unter seiner Verantwortung stehenden Werte zu retten. Als Erstes vergrub er die Kasse im Garten neben dem Marstall. Dann deckte er sorgfältig die Wasserbrunnen ab und umgab die Stämme seiner Kunstbäume mit Schutzmanschetten.

Während er so hantierte, lief ihm Gottlieb Nikolaus Stolterfoht, der Pfarrer der Burgkirche, über den Weg.

»Erst die Preuß', dann der Franzos'«, jammerte der Mitvorsteher der Brauer-Wasserkunst. »Weder die einen noch die anderen haben Respekt vor einer Freien Reichsstadt. Das ist das Ende der Hanse!«

»Richtig«, unterstützte ihn der etwas betagte Geistliche, der sich mit einem überdimensionalen Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Obwohl es fast einen Quadratmeter Fläche hatte, wurde es klitschnass.

»Schlimmer noch, es ist das Ende unserer Kultur, das Ende des Christentums!«

Ein zweites Tuch musste herhalten, um auch all die Tränen der verzweifelten Menschheit aufzusaugen.

»Nicht nur, dass sich die Lübecker dem gotteslästerlichen Leben hingeben. – Was ich da so in letzter Zeit erleben musste! – Sie wissen schon: »Aufklärung« und so weiter ...«

Der Brauhausbesitzer und Musiklehrer wusste das zwar nicht, weil es für ihn ein Fremdwort war. Er wollte einstimmen, aber Stolterfoht kam ihm zuvor: »Jetzt bekommen wir den Dolchstoß auch noch von außen. Von absolutistischen Fürstentümern und von atheistischen Gleichmachern.«

Beide waren sich einig: Die Apokalypse brach über Lübeck ein.

Der Pastor beeilte sich, das wertvolle Kirchensilber zu verstecken. Dann machte er einen Kontrollrundgang durch seine Wirkungsstätte. Ihm hatte es wehgetan, dass seine Kirche immer mehr von Erdrutschen und Mauer einstürzen heimgesucht worden war. Nun drohte auch der Zusammenbruch seiner geistlichen Ideale.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, – das waren Parolen des Teufels, das war die Ideologie des Atheismus. Das widersprach seiner devoten, christlichen Ethik. Und das sollte jetzt auch noch über Lübeck, gar über seine Burgkirche hereinbrechen?

Stolterfoht schlich betrübt in die Sakristei seiner Kirche und blätterte zerstreut eine Weile in einem alten Kirchenbuch. Dann beschloss er, vor dem Altar zu knien und Gott zu bitten, er möge ihn, seine Kirche und die geistlichen und materiellen Schätze vor den Franzosen zu bewahren.

Als er die schmale Pforte zur Kirchenhalle öffnete,

bemerkte er, wie sich eine elegant gekleidete, mit einem dünnen Seidentuch verschleierte Frau vor den Steinfiguren der Törichten Jungfrauen zu schaffen machte. Es war nicht das erste Mal, dass er dort zweifelhaften Damenbesuch beobachten musste.

Irgendwie bereitete es ihm Kopfzerbrechen. Was suchten der Kleidung nach gut situierte Bürgerfrauen bei den Törichten? Alles ging überaus konspirativ vonstatten. Die Besucherinnen prüften jedes Mal mit scheuen Seitenblicken, ob ihnen jemand gefolgt war oder ob sie jemand beobachtete. Hin und wieder schienen sie sogar einen merkwürdigen Dialog mit den Skulpturen zu pflegen.

Die heute zog einen Zettel aus ihrem Kleid und steckte ihn geschickt in die Öffnung einer der steinernen Öllampen, sodass man ihn von außen nicht erkennen konnte. Dann zündete sie direkt vor dieser Figur eine Kerze an und verschwand leise im Dunkeln des länglichen Kirchenschiffs.

Vorsichtig näherte sich Stolterfoht der Figurengruppe. Auch er blickte prüfend in die Runde, um sicher zu sein, dass ihn niemand beobachtete. Im Grunde genommen ärgerte er sich darüber. Hier war er immerhin Herr im Hause. Hier hatte er nichts und niemanden zu fürchten, und Geheimniskrämerei war ihm schon seit jeher ein Gräuel.

Aber besser war besser, dachte er. Vielleicht war er ja einer gotteslästerlichen Konspiration auf der Spur, gar einer franzosenfreundlichen?

Er holte den Zettel hervor, faltete ihn auseinander und hielt ihn ein wenig ins Licht, das trotz der hohen

Kirchenfenster nur spärlich den Standort der Jungfrauen beleuchtete.

»Die nächste Séance muss kriegsbedingt ausfallen. Wenn sich die politische Lage wieder beruhigt hat, gebe ich euch ein Zeichen.«

Die Schriftzüge waren flüssig und ebenmäßig, als hätte eine gebildete Hand die Feder geführt. Statt einer Unterschrift prangte das Symbol einer stilisierten Lilie. Es hatte Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Wappen der Könige von Frankreich.

»Also doch eine Verschwörung«, murmelte der Pastor halblaut vor sich hin. »Und dazu auch noch eine franzosenfreundliche. – Arme Freie Reichsstadt Lübeck. Ein Judas nistet in deinem Schoße!«

Er war so sehr in seinen Gedanken versunken, dass er nicht bemerkte, wie eine andere Frau die Kirche betrat und sich, nachdem sie ihn vor den Törichen stehen sah, rasch hinter einer Säule verbarg, von wo aus sie den Gottesmann neugierig beobachtete.

Der steckte den Zettel wieder an seinen vorigen Ort zurück und staubte die entsprechende Sandsteinfigur liebevoll mit seinem leinenen Schnupftuch ab, als wollte er sie von der Sünde, die sie barg, befreien. Am liebsten hätte Stolterfoht den verdächtigen Zettel verbrannt, aber er nahm sich vor, dessen Rätsel zu lüften. So musste er vorerst so tun, als hätte er nichts bemerkt. Aber er war felsenfest entschlossen, die Angelegenheit weiterhin im Auge zu behalten.

